



© Carlotta Steinkamp

Erstaufnahmeeinrichtung

## "Ich glaube, wir haben schon einige vor dem Selbstmord bewahrt"

Misstrauen. Warten. Und Warten. Und fast jede Nacht Feueralarm. Wie es wirklich ist, in einer Erstaufnahmeeinrichtung für Geflüchtete zu leben und zu arbeiten.

Eine Reportage von Erik Hlacer, Suhl • Fotografie: Carlotta Steinkamp

5. Januar 2025, 11:34 Uhr

*Dieser Artikel stammt aus unserem Ressort X [<https://www.zeit.de/x/index>].*

Es ist kurz nach acht Uhr, als sich Mahdi Kazem, 22, im Wohnblock 20 aus dem Bett fädelt. Eigentlich heißt der Iraker anders, aus Sicherheitsgründen will er diesen Namen aber nicht öffentlich nennen. Er lebt im Thüringer Wald, in der Friedberg-Siedlung in Suhl, wo eine Erstaufnahmeeinrichtung für Geflüchtete [<https://www.zeit.de/thema/fluechtling>] steht. Er hat schlecht geschlafen, hatte immer wieder nachdenken müssen über das, was ihn am Morgen erwarten wird. Vielleicht, so hat er zu sich gesagt, "ist das der wichtigste Tag in meinem Leben".

Keine 20 Meter Luftlinie entfernt, im Block Nummer 19, liegt Matenin Kone, 27, noch im Bett. Sie wird es an diesem Tag nur für wenige Male verlassen, um auf die Toilette zu gehen. Die junge Frau aus der Elfenbeinküste ist im siebten Monat schwanger und fühlt sich zu schwach, um aufzustehen. Sie kann eh nichts anderes tun als warten. Für Kone ist es Tag 198 in Suhl, das steht in ihrem Bewohnerausweis. Ihr selbst ist zwischen Warten und Schlafen und Schlafen und Warten das Zeitgefühl verloren gegangen.

Baschar al-Marmour, der ebenfalls eigentlich anders heißt, ist mit 62 Jahren einer der ältesten Bewohner. Er macht sich wie jeden Morgen auf zu einem Spaziergang in die Umgebung des "Camps". So nennen die Geflüchteten die Erstaufnahmestelle, als sei sie ein Zeltlager. Al-Marmour schafft es nur, bis dahin zu laufen, wo das Industriegebiet zur Waldidylle wird, länger macht sein Körper nicht mit. In seiner schwarzen Anzughose und seinen Halbschuhen verwechselt den Syrer niemand mit einem der Wandertouristen, die hier die umliegenden Berge besteigen.



Matenin Kone, 27, ist seit knapp 8 Monaten in der Erstaufnahmeeinrichtung Suhl untergebracht und fast genauso lange schwanger. © Carlotta Steinkamp

Das Ankunftszentrum für Geflüchtete ist die größte Einrichtung ihrer Art in Thüringen [<https://www.zeit.de/thema/thueringen>]. 800 Menschen warten hier auf dem Gelände einer ehemaligen DDR-Offiziershochschule Tag für Tag auf irgendeine Entscheidung. Dass ihre Anhörung im Asylverfahren stattfindet; dass ihr Antrag auf Urlaub genehmigt wird; dass sie verlegt werden an einen anderen Ort, wo endlich ein neues Leben beginnen soll.

In den vergangenen Monaten wurde wieder hitzig über Geflüchtete debattiert, vor allem über jene mit unsicherem Bleibestatus. Über sie werden Zahlen und Vorurteile ausgetauscht, Kritik, Wünsche und Forderungen formuliert. Die wenigsten haben jedoch eine Vorstellung davon, wer sie tatsächlich sind und wie sie ihren Alltag verbringen. Es ist auch kaum möglich, eine Vorstellung zu bekommen.

Die Bewohner der Suhler Erstaufnahmeeinrichtung leben eingezäunt wie Gefängnisinsassen. Die Umzäunung diene allein ihrem Schutz, sagt das Landesverwaltungsamt Thüringen. Am Metallgitterzaun, der die Wohnblocks

umgibt, hängen dunkelgrüne Planen, die den Blick ins Innere versperren. Vor der Eingangspforte stehen Sicherheitsleute und achten darauf, dass niemand hineinkommt, der nicht hineindarf.

Besuch ist verboten. Keine Verwandten, keine Freunde, keine Journalisten. Das ist in allen Erstaufnahmeeinrichtungen die Regel. Offizielle Presseanfragen werden abgelehnt. Deswegen gibt es kaum Berichte aus dem Inneren solcher Zentren.



Offizielle Presseanfragen werden abgelehnt. Am Zaun der Einrichtung hängen grüne Planen, die den Blick ins Innere versperren sollen.

© Carlotta Steinkamp

Nur über einen Umweg bekommen Journalisten einen Blick in das Leben hinter dem Zaun. Im Gebäude neben dem größten Wohnblock steht die Asylverfahrensberatung des Evangelischen Migrationsdienstes Südthüringen. Dort arbeiten zwei Berater, die Außenstehenden Zutritt gewähren können. Die sagen, das Camp sei ein Eitergeschwür, an das Luft müsse, und meinen damit Öffentlichkeit.

Reinhard Hotop ist einer der Berater. Jeanshose, T-Shirt, Dreitagebart. In der Nachbarstadt Schleusingen engagiert er sich ehrenamtlich gegen Rechtsextremismus. Sein Lächeln hat etwas Bekümmertes.

Im Treppenhaus nimmt Hotop zwei Stufen gleichzeitig, vorbei an einer Heizung, auf der Toastbrotreste liegen, vorbei an der Kantine im ersten Stock, dem Raum für Deutschkurse im zweiten. Im dritten Stock ist die Beratungsstelle.

Dort sitzt Hotops Kollegin Barbara Gottwald schon an ihrem Schreibtisch. Sie durchblättert den Zettelhaufen, der vor ihr liegt: 36 Briefe von Campbewohnern, die sich beschwerten – über die Zustände, über Diskriminierung durch den für sie zuständigen Sachbearbeiter beim Landesverwaltungsamt und über die lange Verweildauer. Die meisten Briefe sind auf Arabisch. Gottwald wird sie alle übersetzen lassen.



**Ist Donald Trump eine Gefahr für die  
Demokratie?**

Ja

Nein

Während sie blättert, sagt sie zu Hotop: "Ich glaube, wir haben schon einige vor dem Selbstmord bewahrt."

Das Beratungszimmer ist gleich neben dem Büro. Hier kommen täglich Geflüchtete und erzählen und weinen. An der Wand hängt ein buntes Wimmelbild mit der Aufschrift "Integration in Thüringen – ein Gewinn für alle", als wolle man damit der ganzen Trübsal trotzen. Gegenüber, auf dem braunen Ledersofa, thront eine blonde Stoffpuppe, daneben ein Eisbär mit rotem Schleifchen. Ab und zu kommen auch Familien mit Kindern zur Beratung. Doch das ist die Ausnahme. Im Camp wohnen zu 80 Prozent alleinstehende Männer.

Die Tür geht auf und Mahdi Kazem kommt herein. Er trägt eine Brille, unter seinem Arm klemmt ein Collegenblock. Er kommt aus dem Irak, nach Deutschland eingereist ist er ohne Erlaubnis. Im Jahr 2023 gab es von diesen Fällen 127.549. Unerlaubt eingereist bedeutet aber nicht, dass die Geflüchteten sich auch illegal in Deutschland aufhalten. Sie haben das Recht, einen Asylantrag zu stellen, und sobald sie das tun, haben sie eine Aufenthaltsgestattung für die Zeit des Asylantrags.

Kazem hat morgen seine Anhörung beim Bundesamt für Migration und Flüchtlinge [<https://www.zeit.de/thema/bamf>], kurz Bamf. Sein "Interview", wie es im Camp alle nennen.

Berater Reinhard Hotop will ihn darauf vorbereiten. Dass es diese Beratung überhaupt gibt, wissen nicht alle Bewohner, auch weil sie die ausgehändigten



Infolyer nicht verstehen. Kazem ist nur gekommen, weil ihm irgendwer gesagt hat, er solle da mal hin.



Asylverfahrenshelfer Reinhard Hotop © Carlotta Steinkamp

"Bitte setzen Sie sich", sagt Hotop. Er hält sich nicht lange mit Vorreden auf, die Zeit mit dem zugeschalteten Dolmetscher ist begrenzt.

Zwischen Januar und August 2024 stellten 6.800 Iraker in Deutschland einen Asylantrag. Die meisten werden abgelehnt. Laut Auswärtigem Amt, weil sich die Sicherheitslage dort wieder weitgehend stabilisiert habe. Um dennoch bleiben zu können, müssen Geflüchtete also triftige Gründe vorweisen – sonst droht die Abschiebung.

"Bitte erzählen Sie mir von Ihren Fluchtgründen", sagt Hotop.

Kazem spricht hastig, nach ein paar Sätzen übersetzt der zugeschaltete Dolmetscher auf dem Bildschirm. Er sei Ende Juni nach Deutschland geflüchtet. Er sei Atheist, ein freiheitsliebender Mensch und wolle deshalb in Deutschland leben.

Hotop schüttelt den Kopf.

"Ihre Ansichten spielen beim Asylverfahren keine Rolle", sagt er. Dass Kazem ein freiheitsliebender Mensch sei, sei ja schön und gut. "Aber Sie müssen Ihren Schutzanspruch plausibel machen."

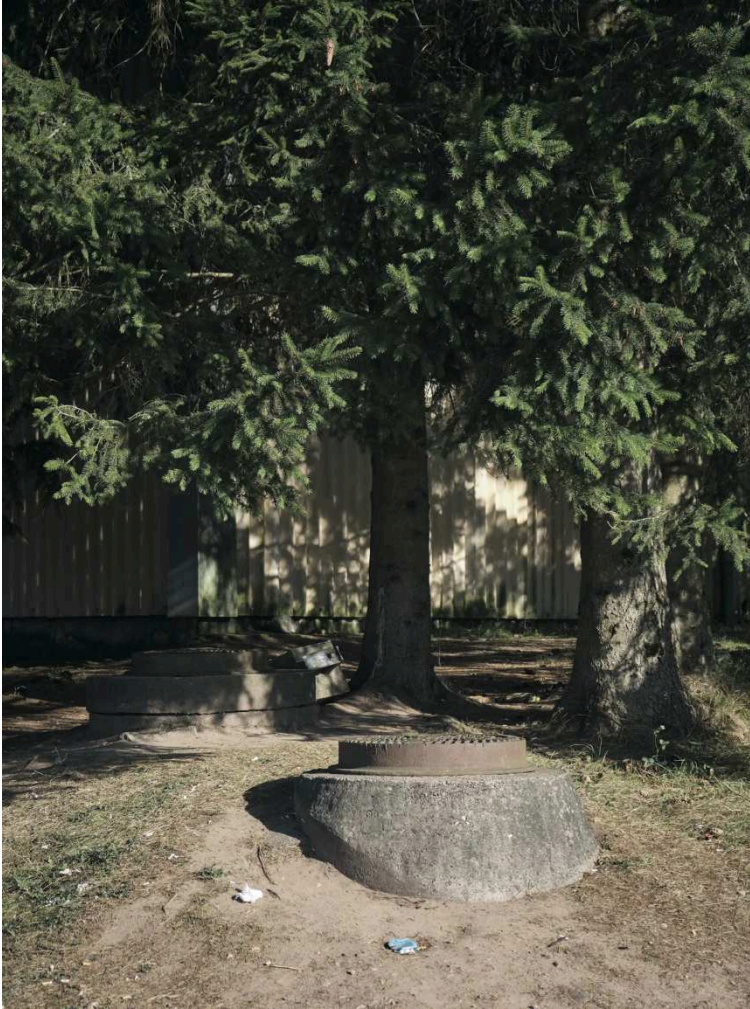
Nach zwanzig Minuten ist das Gespräch zu Ende. Hotop wünscht Kazem noch alles Gute für das Interview. Dann zieht Kazem sich seinen Rucksack über die Schulter und geht.

Am nächsten Tag ist das Camp wie leer gefegt. Viele Bewohner hängen lieber im Stadtzentrum ab oder unter der Fichte schräg gegenüber vom Eingang. Im Sommer schützen die dichten Äste vor Regen und praller Sonne. Darunter ein großer, aufgebockter Gullydeckel, auf dem es sich nicht bequem sitzt. Doch sie sitzen da, reden und rauchen, nicht nur Tabak.

Kazem sitzt auf dem Gullydeckel und schnippt seine aufgerauchte Kippe über die Schulter nach hinten weg. Sein Gras kauft er im Camp, erzählt Kazem, nicht von diesen zwielichtigen Jungs im Stadtzentrum – viel zu riskant. Außerdem kiffe er nicht so viel, das ist ihm wichtig zu betonen. Viele andere im Camp würden Gras rauchen, um zu vergessen. Sie hätten es in Deutschland anders erwartet, besser. Die Ungewissheit und das Warten seien aber nicht auszuhalten. "Die Leute wollen lieber verrückt werden."

Wenn Kazem erzählt, dann tut er das hastig. Als wolle er ganz viele Dinge auf einmal loswerden. Und doch steckt in seinen Worten etwas Abgeklärtes.

Neben ihm sitzt Omar aus Afghanistan. Mit ihm kann er über alles reden. Nur Omar weiß zum Beispiel, was Kazem nicht einmal dem Berater Reinhard Hotop geschildert hat. Weshalb er wirklich aus dem Irak geflohen ist.



Zwei Gullydeckel, die sich gegenüber der Erstaufnahmeeinrichtung befinden. Hier sitzen oft die Bewohner, unterhalten sich, reden, rauchen, nicht nur Tabak. © Carlotta Steinkamp

Sein Vater hatte ein Video entdeckt, in dem Kazem Zärtlichkeiten mit einem anderen Mann austauschte. Er rastete aus, schrie, drohte Kazem, der "Familienclan" werde die Sache "regeln". Hals über Kopf packte Kazem ein paar Klamotten in seinen Rucksack und floh. In einem Lkw versteckt über die Türkei sei er in drei Tagen bis nach Deutschland gefahren. So jedenfalls erzählt er es.

Neulich klopfte ein junger Mann aus Marokko an seiner Zimmertür und fragte ihn, ob er bei ihm einziehen könne. Kazem bereut mittlerweile, dass er Ja gesagt hat. Ständig fragt ihn der Marokkaner, ob er Sunnit oder Schiit sei. Sagt, dass in ihm das Böse stecke, weil er nicht an Gott glaube. Liest laut aus dem Koran, wenn Kazem schlafen will. Und dann auch noch diese Schuhe auf dem Fensterbrett: Immer wenn Kazem am Fenster steht und raucht, stinke es nach Schweißfüßen.

Das Komischste sei, sagt Kazem, dass die Leute, die ihn beleidigen und bekehren wollen, ihn um Hilfe bitten. Denn er gehört zu den wenigen



Campbewohnern, die gut Englisch sprechen. "Ich übersetze, höre zu und mache ihnen Mut, wenn sie Probleme haben", sagt Kazem. Er wollte schon immer Psychotherapeut werden.

Im Camp sei er auch der Streitschlichter. Letztens hätten sie sich mal wieder auf dem Flur mit Müllsäcken beworfen. Als er kam, hätten sie aufgehört. Das sei die Autorität des Bartes, sagt Kazem augenzwinkernd. Sobald er aus dem Camp raus ist, wolle er ihn abrasieren, als Zeichen seines Atheismus.

Ob er ein neues Leben in Deutschland beginnen kann, entscheidet das Bamf. Kazems Anhörungstermin ist für heute, 10.30 Uhr, angesetzt; er ist etwas früher gekommen. Und ahnt noch nicht, dass er die nächsten achteinhalb Stunden in dem Gebäude verbringen wird.

Im Warteraum mit den Milchglasfenstern sitzen noch zehn andere Leute. Kazem klappt seine Kladde auf. 42 Fragen hat er sich zur Vorbereitung aufgeschrieben, und auf jede Frage eine Antwort. "Haben Sie irgendwelche Kinder?", steht da zum Beispiel. "Können Sie eine andere Sprache sprechen?" Er geht alle Fragen noch einmal durch.



Antworten auf die Fragen, die das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge in der Anhörung zum Asylverfahren stellt © Carlotta Steinkamp

Um 12 Uhr deutet Kazem auf seinen Bauch. Er hat Hunger. Wegen der Aufregung hatte er morgens nichts gegessen. Und jetzt traut er sich nicht zu fragen, ob er etwas essen gehen darf. Schließlich könnte er jederzeit dran sein.

Immer, wenn die Sicherheitsleute vom Bamf jemanden abholen, schaut Kazem kurz erwartungsvoll auf. Er hat seine Kladde längst beiseitegelegt und inzwischen Angst, dass er vergessen wurde.

Alle kommen vor ihm dran. Eine junge Frau aus dem Irak, die Kazem flüchtig kennt. Eine Mutter mit zwei Kindern, die sich die Wartezeit mit dem Aufeinanderstapeln von Bauklötzen vertrieben haben. Zwei Araber mit deutschsprachigen Begleitpersonen.

Nach vier Stunden, um 13.45 Uhr, ist es endlich so weit. Die Dolmetscherin und eine Sicherheitsbedienstete begleiten ihn nach oben in den ersten Stock. Ein karger Raum mit leerem Jahreskalender. Die junge Frau, die über Kazems Asylantrag entscheiden wird, stellt ihre Fragen nüchtern und kontrolliert, als wäre sie schon seit 30 Jahren im Amt.

Abgleich der persönlichen Daten. Lange geht es um Kazems Nachnamen. Gehört er zu einer Großfamilie? Die Dolmetscherin übersetzt für Kazem: "Wir haben keinen Clan, nur eine Familie." Bei der Rückübersetzung vergräbt Kazem das Gesicht in den Händen. "Natürlich haben wir einen Clan. Jeder im Irak hat einen Clan."

Wie schon im Beratungsgespräch tippelt Kazem nervös mit dem Fuß auf dem Boden. Er hat Angst, falsch verstanden zu werden, wo so viel von seinen Antworten abhängt. Immerhin standen die meisten Fragen, die die Entscheiderin stellt, schon so in seinem Block. Dabei ist nur eine Frage ausschlaggebend: Inwiefern werden Sie in Ihrem Heimatland bedroht, verfolgt oder anderweitig gefährdet?

Doch der Fragenkatalog ist um ein Vielfaches länger. Und manche Fragen verwirren Kazem: Ob er Mitglied einer extremistischen Vereinigung sei? Nein. Wie viele Länder er auf dem Weg nach Deutschland passiert habe? Keine Ahnung, im Truck war es dunkel. Ob er plane, seine Familie nachzuholen? Nein, 22 Jahre waren genug.

Es dauert mehrere Minuten, bis eine einzelne, simple Frage übersetzt und die Antwort rückübersetzt ist. Die Informationsvermittlung zieht sich wie ein Marathon ohne Ziellinie. Uni, Familie, Flucht: Immer wieder springt die Entscheiderin von einem Thema zum nächsten. Erstaunlich lange geht es um seine Reise nach Deutschland, als würde das Bamf versuchen, mithilfe von Kazems Antworten Schleuserbanden aufzuspüren.

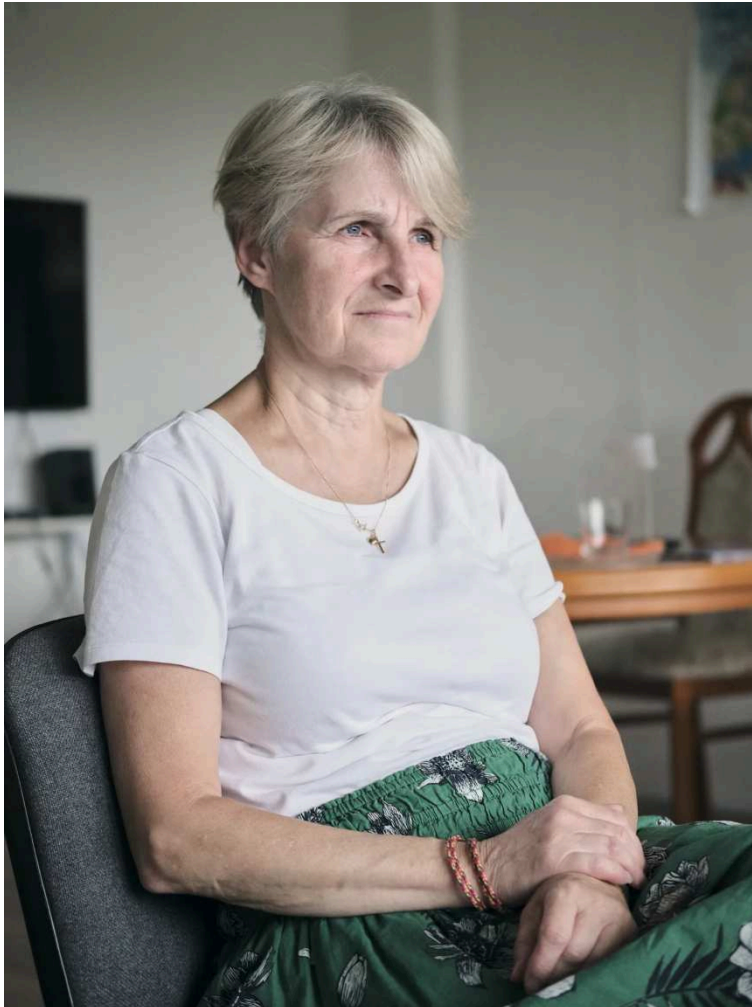
Zwischendurch bittet Kazem um eine Pause. Die Pause reicht nicht, um sich etwas zu Essen zu holen, aber immerhin für eine Kippe.

Um 18 Uhr beschließt die Entscheiderin, einen neuen Termin anzuberaumen. Es seien noch nicht alle Fragen gestellt worden.

Nach acht Stunden verlässt Kazem das Gebäude, diesen blassgelben Kasten, der fast genauso aussieht wie die Campblocks gegenüber, bloß etwas weniger

schmutzig von außen. Kazem hat ein ungutes Gefühl. Immer wieder schimpft er auf die Übersetzerin.

Als Kazem aus dem Gebäude tritt, sind sofort Leute aus dem Camp in Sichtweite, doch er macht einen Bogen um sie. Er, der sonst den anderen vor ihren Interviews gut zuredet, will mit niemandem sprechen. Seinen Abend verbringt er allein.



Asylverfahrenshelferin Barbara Gottwald in der Beratungsstelle des evangelischen Migrationsdienstes Südthüringen e. V. © Carlotta Steinkamp

Am nächsten Morgen steht die Beraterin Barbara Gottwald in ihrem Büro vor einer Sonnenblume und zieht einzeln die Kerne aus dem Blütenteller. Bis zum Ende der Woche wird sie die Blume abgeerntet haben. "Nervennahrung", wie sie sagt. Sie bedauert vor allem die Frauen im Camp. "Die haben traumatische Dinge erlebt und können nicht mal ihre Zimmertüren abschließen. Das ist schrecklich."

Es klopft, Gottwald öffnet.

Die Frau, die das Büro betritt, ist Matenin Kone. Sie trägt ein anthrazitfarbenes Jerseykleid, das ihren schwangeren Bauch umhüllt. In sechs Wochen soll das Kind zur Welt kommen, was sie stresst, da sie hier ganz alleine ist, während ihr Mann in Bremen ist.

Der Arzt des Arbeiter-Samariter-Bundes (ASB), der sich um die medizinische Versorgung des Camps kümmert, hat ihr Tabletten gegen schlechte Blutwerte verschrieben. Die nimmt sie aber nur, wenn sie isst. Und das tut sie oft nicht, weil sie keinen Appetit hat. Sie sagt, es liege "am Kopf".

Im Beratungszimmer hat sich Kone auf einen der Stühle gesetzt, deren Polster so blass beige sind, dass die Blume darauf aussieht wie verblichen. Sie hält ihr Handy in der Hand. Aus dem Lautsprecher dröhnt die Stimme ihres Mannes. Eigentlich soll er nur zuhören, doch er ist aufgebracht: Vorletzte Woche habe er einen Antrag beim Landesverwaltungsamt Thüringen gestellt, damit seine Frau schneller einen Transfer in eine Gemeinschaftsunterkunft bekommt. Dort könnte er sie wenigstens für zwei Wochen besuchen, was in Suhl nicht möglich ist. Aber das Amt habe bis heute nicht auf seine Anfrage reagiert. "Sie muss da raus!", schallt es aus Kones Handylautsprecher.

Gottwald verspricht ihr, ans Innenministerium zu schreiben, um Druck zu machen. Mehr könne sie nicht tun.

Der Mann am anderen Ende der Leitung beruhigt sich nicht: "Sie muss da raus." Diesmal klingt seine Stimme mehr verzweifelt als wütend. "Sie blutet auch."

Gottwald ruft beim ASB an; neben dem Dolmetscher und Kones Mann ist jetzt noch eine weitere Stimme zugeschaltet. Ein einziges Durcheinander.

Die ASB-Krankenschwester sagt, Kone sei erst gestern bei einer Hebamme gewesen, die habe festgestellt, dass alles in Ordnung sei. Und fügt hinzu: "Sie sollte doch schon zweimal einen Transfer bekommen, aber sie ist nicht erschienen."

Kone sagt, niemand habe ihr Bescheid gesagt. Und dass sie immer im Camp gewesen sei. Nur einmal habe sie ihren Mann übers Wochenende besucht. Das ist inzwischen einen Monat her.

Das Landesverwaltungsamt ist für Transfers aus der Erstaufnahmeeinrichtung zuständig. Warum Kone noch keinen bekommen hat? Keine Auskunft, Datenschutz.

"Sie müssen etwas trinken", sagt Gottwald, schenkt Wasser aus einer Karaffe in ein Glas und schiebt es Kone hin.



Kone trinkt nicht.

"Es ist wirklich wichtig, dass Sie genug Wasser trinken."

Kone trinkt das Glas aus.

Transfer, das ist im Camp das wichtigste Wort, gleich nach Interview.

Einmal steht abends eine Gruppe syrischer und afghanischer Männer vor dem Camp. Sie unterhalten sich auf Arabisch darüber, warum manche einen Transfer bekommen und andere nicht. Mit dabei ist auch ein rundlicher Mann, der vor vielen Jahren mal hier gewohnt und inzwischen [Asyl](https://www.zeit.de/t_hema/asy1) [https://www.zeit.de/t\_hema/asy1] hat. "Korruption", glaubt er. "Manche kriegen schon nach ein paar Tagen ihren Transfer." Dass diejenigen, die nach ein paar Tagen das Camp schon wieder verlassen, bloß in eine andere Erstaufnahmeeinrichtung verlegt werden, weiß er nicht.

Als der rundliche Mann spricht, hören die anderen gebannt zu. Er sagt, es sei für die Bewohner gefährlich, mit Journalisten zu sprechen. Was, wenn das Landesverwaltungsamt das sieht? Dann würde man ganz schnell auf der Transferliste nach hinten gesetzt.



Die Einrichtung im thüringischen Suhl © Carlotta Steinkamp

Auf Nachfrage gibt das Landesverwaltungsamt an, es gebe keine solche Liste. Die Menschen blieben im Schnitt drei bis vier Monate. Und ob jemand einen Transfer in eine Gemeinschaftsunterkunft bekommt, hänge von den Kommunen ab. Davon, ob die Städte und Landkreise aufnahmebereit seien. Viele Kommunen würden sich Familien wünschen und keine allein reisenden Männer.

Außer einem Transfer gibt es nur zwei Möglichkeiten, dem Camp fernzubleiben. Die Erste ist simpel: einfach gehen. Aber wer seinen Bewohnerausweis 24 Stunden lang nicht an der Eingangspforte eingescannt hat, den registrieren die Sozialarbeiter als "unbekannt abgängig". In der Folge wird das Taschengeld – 204 Euro monatlich – gekürzt. Nur am Wochenende können Bewohner den täglichen Scan umgehen. Samstags und sonntags sind nämlich keine Sozialarbeiter im Camp, die ihre Präsenz kontrollieren.

Die zweite – und legale – Möglichkeit ist, Urlaub zu beantragen. Das kann jeder Bewohner tun, sobald er das Interview beim Bamf hinter sich hat. Doch die wenigsten Urlaubsanträge werden bewilligt. Ein Pressesprecher des Landesverwaltungsamts sagt, es brauche gewichtige Gründe, zum Beispiel die Geburt oder den Tod eines Familienangehörigen.

Berater Reinhard Hotop kann die hohen Hürden für einen Urlaubsantrag nicht nachvollziehen. "Die Leute wollen doch bloß mal ihre Familien sehen. Wo ist denn das Problem?"

Besonders wütend hat ihn der Fall des Syrers Baschar al-Marmour gemacht. An Ramadan wollte der seine Kinder in Oldenburg besuchen – Antrag abgelehnt. Al-Marmour fuhr trotzdem hin. Hotop vermutet, dass er seither aus reiner Schikane länger bleiben muss. "Wieso sonst hätte er immer noch keinen Transfer?"

Manchmal hadert Hotop damit, dass er nicht immer allen Menschen helfen kann. Menschen, die vor ihm weinen, die Schulden angehäuft haben, die ihre Familien vermissen, die in Suhl nicht das vorfinden, was sie sich erhofft hatten, und die wieder zurückwollen in die Heimat.

Und dann denkt er auch über das System nach, nur Schutzsuchenden Asyl zu gewähren. Darüber, dass viele aus der Türkei, Osteuropa oder Teilen Nordafrikas kämen, die diesen Anspruch nicht haben. "Wir beraten sie. Und wir sind auf ihrer Seite. Aber wenn man mal ehrlich ist, gibt es zu viele Menschen, die das System verstopfen."

Gegen 23 Uhr heulen im Haus 21 die Sirenen. Feueralarm. Die Bewohner, etwa 60 Männer, stehen schon draußen, reden wild durcheinander, als wollten sie das nervtötende Geräusch übertönen, das die gesamte Nachbarschaft beschallt.

"Ist gleich vorbei. Die Feuerwehr ist auf dem Weg und macht den Alarm aus", sagt einer der umstehenden Polizisten. "Ist eh Fehlalarm", schiebt er hinterher.

Kurz darauf kommen zwei Löschfahrzeuge. Ein Feuerwehrmann steigt aus, geht bestimmten Schrittes, aber nicht eilig ins Gebäude. Einen Moment lang ist Stille. Dann fängt einer der Bewohner an, Beifall zu klatschen.

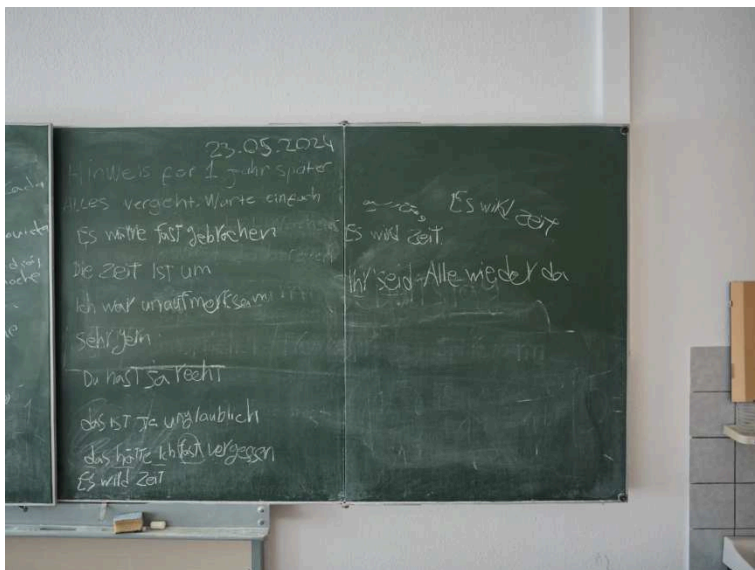
Laut Feuerwehr schrillt der Alarm im Camp zurzeit mindestens jeden zweiten Tag, meistens zwischen 22 und 4 Uhr. Alle Bewohner müssen dann raus aus ihren Zimmern. Im Fall von Haus 20, dem größten Wohnblock, sind das über 300 Menschen. Sie warten auf der Straße, manchmal im Regen, bis sie wieder ins Bett dürfen.

Wer oder was den Alarm auslöst, bleibt oft ungeklärt: Rauchen im Zimmer, Gaskocher brennen lassen, Rauchmelder abmontieren. Es gab auch schon

Fälle, in denen Papierschnipsel unter den Melder geklemmt und angezündet wurden. Meistens wird der Handdruckmelder eingeschlagen.

Zwar haben Polizei und Feuerwehr die Handdruckmelder im Flur längst so umgestellt, dass sie erst nach drei Minuten Alarm auslösen. Das reicht aber oft nicht, um Fehlalarme wieder zu deaktivieren.

Auch Kazem weiß nicht, wer die Leute sind, die den Handdruckmelder einschlagen. "Die benehmen sich hier, wie sie wollen", sagt er. "Es gibt gute und es gibt schlechte Menschen."



In einem Aufenthaltsraum neben der Beratungsstelle wurden deutsche Sätze an eine Tafel geschrieben. © Carlotta Steinkamp

Eines tun sie aber alle, ob gut oder schlecht: Sie schimpfen.

Baschar al-Marmour, dem der Urlaub nicht bewilligt wurde, schimpft auf die Tütensuppen und den pappigen Toast. Ein Afghane schimpft auf die Nordafrikaner, die immer so aufbrausend seien. Religiöse schimpfen auf Atheisten. Schiiten auf Sunniten. Sunniten auf Schiiten. Männer auf Frauen. Frauen auf Männer.

Jörn Durst ist Leiter der Landespolizeiinspektion Suhl. Im sechsten Stock des Polizeigebäudes hat er die Beine übereinandergeschlagen und die blonden Haare hoch gegelt. Für ihn ist das Hauptproblem aller Konflikte im Camp die lange Verweildauer.

"Wenn einem die Nase des anderen nicht gefällt, dann kann man ihm ein paar Tage aus dem Weg gehen. Notfalls auch ein paar Wochen. Aber nicht viele Monate", sagt Durst. Es gebe sogar einen statistischen Zusammenhang zwischen Belegungszahlen und Kriminalitätsrate. Zeitweise wohnten auf dem



Friedberg mal knapp 2.000 Menschen. Noch im vergangenen Jahr waren es 1.600. Durst ist dem Thüringer Innenminister Georg Maier dankbar, diese Zahlen reduziert zu haben.

Vor seinem zweiten Anhörungstermin will sich Kazem noch einmal beraten lassen. Dass er noch einmal zum Interview beim Bamf muss, macht ihn nervös. Er wirkt müde und distanziert, ein ganz anderer Kazem als der, der wortreich von seinem Wunsch erzählt hatte, Psychotherapeut zu werden.

Kazem nimmt gegenüber von Berater Reinhard Hotop Platz, zwischen ihnen eine Plexiglasscheibe aus Coronazeiten. Erst jetzt erzählt Kazem, dass er bisexuell ist und dass es dieses Video von ihm gibt, mit einem anderen Mann. Dass sein Vater das Video gesehen hat und er seither um sein Leben fürchtet.

Langsam und überlegt setzt Hotop an: "Sagen Sie, dass Sie Ihre Sexualität in der Heimat offen ausleben wollen und dass Sie deshalb bedroht sind. Nicht nur durch die eigene Familie."

Für Kazem ist das schwer zu greifen. Er will die Wahrheit sagen. Und die konkrete Gefahr gehe nun einmal von seiner Familie aus. Das seien nicht zehn oder zwanzig Leute, seine Großfamilie lauiere in allen Landesteilen des Irak.

"Warum gucken Sie so skeptisch?", fragt Kazem schließlich.

Hotop, der immer so schaut, wie er schaut, sagt, dass er eigentlich gar nicht pessimistisch sei. Aber Kazem wird ihm nicht glauben. Vielleicht wächst hinter dem Zaun mit der Verweildauer nicht nur die Konfliktbereitschaft, wie Polizeichef Jörn Durst es sagt, sondern auch das Misstrauen.

Ein Bus ist gekommen. Binnen weniger Momente versammelt sich eine Mensentraube davor. Manche steigen ein, andere sind gekommen, um sich von den Abreisenden zu verabschieden. Hier ein Kuss, da eine Umarmung. Vor allem diejenigen, die mitsamt Koffern und Taschen einsteigen, tragen ein Lächeln im Gesicht.

Auch Baschar al-Marmour, der Syrer, dem das Laufen so schwerfällt und der die Tütensuppe verschmäht, wird das Camp verlassen. Er hat fast sieben

Monate auf seinen Transfer gewartet. Für ihn geht es nun nach Eichsfeld in eine Gemeinschaftsunterkunft.

Ob es da besser wird? "Keine Ahnung", sagt al-Marmour und steigt in den Bus.